

Joachim Werner
23.12.1909 – 9.1.1994

Wir beklagen den unerwarteten Tod Joachim Werners, em. o. Prof. für Vor- und Frühgeschichte an der Universität München. Wir haben in ihm einen Kollegen verloren, der sich unserer Akademie seit seiner Wahl zum Mitglied 1953 besonders eng verbunden fühlte.

Viele Jahre arbeitete er in wissenschaftlichen und verwaltenden Gremien und leitete die von ihm selbst 1957 gegründete „Kommission zur archäologischen Erforschung des spätrömischen Raetien“. Von 1966 bis 1982 amtierte er als Sekretär der Philosophisch-historischen Klasse, vertrat die Akademie mehrfach bei Tagungen der Union académique internationale und sprach bei dieser Gelegenheit über die Bedeutung der Akademien für die Entwicklung der Wissenschaften, so in Seoul (1983) und in Brüssel (1990). Als auswärtiges Mitglied mehrerer anderer Akademien (Wien, Belgrad, Kraków und Sofia) und beratender Ausschüsse staatlicher Forschungsstätten (Römisch-Germanische Kommission und Kommission für Allgemeine und Vergleichende Archäologie des Deutschen Archäologischen Instituts, Verwaltungsrat des Römisch-Germanischen Zentralmuseums) vertrat er die Anliegen seines Faches ebenso sachlich wie energisch. Als die Krakauer Universität ihm die Ehrendoktorwürde

verlieh, begründete sie es nicht allein mit dem bedeutenden wissenschaftlichen Werk des Gelehrten, sondern auch mit seiner humanen Hilfe für viele Archäologen aus osteuropäischen Ländern. Wir verabschiedeten uns in Ehrfurcht von einem Mann, der Pflichtbindung, Verantwortungsbereitschaft und Leistungswillen zur Maxime seines Handelns wählte und sich infolgedessen mit den vielfältigen Aufgaben, die er sich stellte, bis an die Grenze seiner Kraft identifizierte.

Werner stammte aus großbürgerlichem Berliner Elternhaus, das seine Denkweise ebenso geprägt hat wie das Französische Gymnasium am Reichtstagsufer, jene Eliteschule, die einst vom Großen Kurfürsten für Berliner Hugenotten gegründet worden war und trotz aller Wechselfälle der Zeiten an ihrem humanistischen Erziehungs- und Lehrprogramm festzuhalten vermochte. Der Unterricht erfolgte mehrheitlich in französischer Sprache; die Literatur französischer Klassik und Moderne weckte Verständnis für die Daseins- und Denkformen des Nachbarn, erzog ebenso wie die alten Sprachen zu philologischer Sorgsamkeit und schärfte den Sinn für logische Schlüsse. „In dieser Atmosphäre“, heißt es in einem Rückblick auf den Werdegang der Schule, „gedieh ein unabhängiger und selbständiger, ein kritischer Geist“, vor allem Toleranz gegenüber Ausländern und jüdischen Kommilitonen, damals ein gutes Drittel der Schülerschaft. Diese Tugend hat auch Werner befähigt, während der dreißiger Jahre eine ethisch gefestigte Haltung zu bewahren und daran mitzuwirken, die staatlich verordnete Ideologie von seiner Wissenschaft fernzuhalten.

Schon als Gymnasiast interessierte sich Werner für die Vorgeschichte seiner Heimat, unterrichtete sich aber als Primaner viel umfassender, wie aus einer Jahresarbeit „Der II. Stil der altgermanischen Tierornamentik auf dem Festlande“ hervorgeht, die er mit eigenen Handzeichnungen illustrierte, nachdem er kurz zuvor einen Hausaufsatz über das finnische Epos Kalevala geschrieben hatte. Man sieht, welch weiten geistigen Freiraum das Gymnasium damals gewährte und wie es Schüler zu fördern mußte, war wissenschaftliches Talent erkennbar. Werners hohe Begabung entfaltete sich vollends während seines Studiums. Von Anfang an begegnete er Gelehrten von Format und profilierten Persönlichkeiten als akademischen Lehrern, schon 1928 in Berlin Max Ebert, dessen „Reallexikon der Vorgeschichte“ damals gerade zum Abschluß kam, dann Ernst Zahn, dessen Arbeiten zur antiken Kleinkunst Werners künftiger Forschung eine spezielle Richtung geben sollten, und schließlich Robert Holtzmann, der ihm als Historiker des Mittelalters die Anfänge quellenkritischer Verfahren vermittelte (Seminararbeit: Palast und Gärten des Vatikans zur Zeit Nicolaus III. [1277–1280]). Außerdem hörte Wer-

ner Kollegs über den Alten Orient, chinesische und japanische Kunst und die italienische Renaissance. Das war in der Tat ein weites Feld, zeigt aber wieder, welcher Bildungshunger ihn trieb, ehe er seit seiner Wiener Studienzeit zu jenem Thema fand, das ihn zeitlebens intensiv beschäftigen sollte, nämlich das Verhältnis der Germanen zu Rom, zu Byzanz und zu den Reitervölkern der eurasischen Steppe. Es war Rudolf Egger, der als Vertreter der römischen Geschichte und Altertumskunde die von Alfons Dopsch gestellte Frage nach der Bedeutung der Spätantike für den Aufgang des Mittelalters durch Ausgrabungen auf ertragreichen Ruinenfeldern Kärntens zu beantworten gedachte, wo romanische Siedelgefülle von Germanen und Slawen überschichtet worden waren.

Als Werner im Wintersemester 1930/31 nach Marburg ging, nahm ihn Gero Merhart v. Bernegg in sein Seminar auf und gewöhnte seinen Schüler, der gleichsam noch als Wildfang kam, hochbegabt und auch überzeugt, außergewöhnliche Leistungen zu vollbringen, an geduldiges Sammeln prähistorischer Altertümer, an einen gewissenhaften Umgang mit der dinglichen Überlieferung, um deren Eigenschaften und Aussagegrenzen fachgerecht beurteilen zu können. Werner lernte Verfahren, typische Gegenstandsformen nach ihrer Verbreitung in Raum und Zeit zu gliedern; er beherrschte das Instrumentarium später mit vollendeter Meisterschaft. Es war jedoch nicht allein die handwerkliche Seite, die seinen Arbeitsstil prägte, noch eindringlicher wirkte auf ihn die noble Persönlichkeit seines Lehrers. Merhart fühlte sich nicht kompetent genug, Werner so zu fördern, wie es dessen selbst gewählter Themenkreis erforderlich gemacht hätte, und empfahl ihn deshalb an Hans Zeiß, damals Zweiter Direktor der Römisch-Germanischen Kommission (RGK) und Privatdozent in Frankfurt, einen Fachmann für frühgeschichtliche Archäologie. Zeiß war ein Mann mit ethischen Prinzipien, strenger Arbeitsdisziplin und wissenschaftlichem Weitblick, Eigenschaften, die Werner zeitlebens tief beeindruckt haben. Er regte auch Werners Dissertation über „Münzdatierte austrasische Grabfunde“ an, betreute sie und äußerte sich gutachtlich für das Marburger Promotionsverfahren, das gegen Ende des Jahres 1932 abgeschlossen war. Alte Geschichte hatte Werner bei Anton v. Premerstein, mittlere bei Edmund E. Stengel und Klassische Archäologie bei Paul Jacobsthal gehört.

Die Dissertation (gedruckt 1935) befaßte sich mit der relativen und absoluten Zeitfolge merowingerzeitlicher Grabfunde. Werner datierte sie nicht nur mit Münzbeigaben, sondern auch mit Gegenständen, die aus Werkstätten Oberitaliens stammten und dort nicht eher entstanden sein konnten, als die Langobarden das Land besetzten und offene Alpenpässe den Transfer erlaubten. Später hat er die Schlüsse, die er daraus zog, be-

richtet. Aber damals schuf er ein erstes tragfähiges chronologisches Gerüst, das hohe Anerkennung fand. Diese Leistung eines gerade dreiundzwanzigjährigen jungen Gelehrten trug ihm das begehrte Reisestipendium der Römisch-Germanischen Kommission ein. Er beabsichtigte, zuerst die Länder der damaligen Sowjetunion zu besuchen, hatte er doch in Marburg Russisch gelernt und sich die zugängliche Fachliteratur über antike und mittelalterliche Steppenvölker zu eigen gemacht. Der Machtwechsel in Deutschland verhinderte den Plan, und so wandte Werner sich zunächst den Ruinenfeldern des Alten Orients zu. Er nutzte die Chance bis aufs äußerste, beteiligte sich an Grabungen in Mesopotamien (Uruk-Warka) und Ägypten (Hermopolis), sah sich in Palästina, Syrien und der Türkei um und brachte vom Balkan etliche Skizzenbücher mit, die auch Prähistorisches enthielten, vor allem bedeutende Funde aus der Bronzezeit, die seinen Marburger Lehrer interessierten.

Nach Deutschland zurückgekehrt, trat Werner 1935 in den Dienst der RGK, die ihr Erster Direktor, Gerhard Bersu, noch im gleichen Jahr verlassen mußte, weil er jüdische Ahnen hatte. Die disqualifizierenden Angriffe des „Reichsamtes Rosenberg“ auf die RGK nahmen derartige Formen an, daß es nur bei moralischer Standfestigkeit gelang, sie erfolgreich abzuwehren. Theodor Wiegand als Präsident des Deutschen Archäologischen Instituts und Ernst Sprockhoff als Nachfolger Bersus, der als Referent für das Ausgrabungswesen in die Berliner Zentrale berufen wurde, hatten den Mut und das Geschick, Widerstand zu leisten. Sie weiteten das Forschungsprogramm der Kommission noch aus und setzten dabei auf die engagierte Mitwirkung ihres jungen Assistenten Werner. Er nahm sich ausländischer Besucher an, die in der reichhaltigen Bibliothek der Kommission zu arbeiten pflegten, und knüpfte neue Beziehungen, die der Einrichtung und ihm selbst bis weit in die Nachkriegszeit nützlich waren, gab der Zeitschrift des Hauses („Germania“) durch kluges Lektorat und technisch versierte Redaktion ein unverwechselbares Gesicht und nahm 1936/37 an einer von Bersu geleiteten Grabung in der frühbyzantinischen Festung Sadovec in Bulgarien teil, deren Ergebnisse er nach jahrzehntelangen Recherchen zusammen mit einer Münchner Dissertation und eigenen Beiträgen 1992 veröffentlichten ließ.

Während seiner Frankfurter Zeit wurde Werner angeboten, die wertvolle Kölner Privatsammlung des Barons Johannes v. Diergardt, die zum Verkauf stand, zu katalogisieren und mit einschlägigen Kommentaren zu edieren. Er hielt die Aufgabe für lohnend, weil sich die Bestände vor allem aus Kostbarkeiten der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit zusammensetzten, von denen viele aus gotischen Werkstätten Südrußlands stammten. Die Arbeit daran ging nur schleppend voran, aber einen Band

über eine der wichtigsten Altertümergeuppen, die Fibeln, hat Werner noch 1961 zum Druck gebracht. Eine Episode aus diesem Abschnitt seines Schaffens hat denn aber doch auch zeitgeschichtliche Bedeutung. Himmler beabsichtigte, die Sammlung für sein „Ahnenerbe“ zu erwerben und ließ Werner dazu auffordern, dieser „Lehr- und Forschungsgemeinschaft“ der SS beizutreten. Etliche Gelehrte hatten sich ihr bereits angeschlossen, vielleicht um sich dem Wirkungskreis des Amtes Rosenberg zu entziehen, aber in heute erstaunlicher Verkennung der politischen Realität. Werner lehnte ab und machte Kollegen gegenüber Gewissensgründe geltend. Das scheint hingenommen worden zu sein. Denn das Berliner Ministerium hinderte Werner nicht daran, sich 1938 in Frankfurt zu habilitieren. Als Gutachter war außer Sprockhoff wieder Zeiß berufen worden, der seit 1935 als Lehrstuhlinhaber in München tätig war.

Die 1941 gedruckte Habilitationsschrift behandelte figürlich verzierte Edelmetallscheiben aus dem Thorsberger Moorfund, Silberkelche aus Prunkgräbern der Insel Seeland und verwandte Denkmälergruppen des 3. Jahrhunderts n.Chr.Geb. aus Südsandinavien und war als Beitrag zur frühgermanischen Kunst- und Religionsgeschichte gedacht. Es ging Werner zuallererst um die Rezeption römischer Bildgedanken durch die Germanen, ein Problemkreis, den er viele Jahre danach mit einem Sitzungsbericht unserer Akademie über „Das Aufkommen von Bild und Schrift in Nordeuropa“ (1966) und mehreren anderen Arbeiten noch einmal aufgenommen hat. Als Habilitationsvortrag wählte er ein Thema aus der Archäologie der Festlandskelten und ging dabei der „Bedeutung des Städtewesens“ für deren Kulturentwicklung nach (gedruckt 1939). Auch dieses Forschungsfeld hat Werner später noch mit vielen Arbeiten zur Toreutik, Bewaffnung und Mode (Fibeln, Gürtel u.a.m.) intensiv bestellt (zum 70. Geburtstag zusammengetragen von Ludwig Pauli unter dem Titel „Spätes Keltentum zwischen Rom und Germanien“).

Werner hat also während der fruchtbaren Frankfurter Jahre seinem anfänglichen Arbeitsbereich, der den Kulturverhältnissen im Merowingerreich und dessen Kontakten zum Staatensystem der Mittelmeerländer galt, noch zwei andere hinzugefügt, die er den Germanen und Kelten während derjenigen Zeitabschnitte widmete, in denen sich bei ihnen frühgeschichtliche Strukturen auszubilden begannen. Der Kriegsbeginn verhinderte zunächst, diese Studien fortzusetzen, er wurde zur Wehrmacht eingezogen, diente bei der Luftwaffe und beim Kunstschutz in Frankreich und Belgien und wurde 1942 freigegeben, weil er einen Ruf auf eine o.a. Professur an der Reichsuniversität Straßburg erhalten hatte. Dort vertrat Harald Koethe als Ordinarius Provinzialrömische Archäologie (er hielt auch Kolleg über die Baugeschichte Pompejis und Roms),

lehrte Emil Kunze klassische Archäologie und war der Elsässer Paul Wernert als Fachmann für Altsteinzeitkunde tätig. Dieser in Deutschland einmalige Fächerverbund weckte begrifflicherweise hohe Erwartungen, „trug er doch“, wie Werner 1943 schrieb, „dem Bedürfnis, einen vielseitigen Nachwuchs ... auszubilden, in besonders glücklicher Weise Rechnung“.

Vor allem war es der enge Kontakt zur römischen Altertumskunde, der Werners Forschung entgegenkam. Er hat diese Partnerschaft auch während seiner Münchner Lehrtätigkeit gesucht, mit Konrad Kraft zusammengearbeitet, der damals im Staatlichen Münzkabinet das Corpus römischer Fundmünzen in Deutschland vorbereitete, hat als erster seiner Doktoranden Hans Jörg Kellner mit einer provinzialrömisch-numismatischen Dissertation promoviert und hat dafür gesorgt, daß einer seiner habilitierten Schüler, Günter Ulbert, das Nachbarfach selbständig mit Promotionsrecht betreiben konnte und daß schließlich die Akademie-Kommission, von der eingangs die Rede war, seit 1957 spezielle Aufgaben übernahm.

Die wenigen Semester, die Werner in Straßburg lehrte, waren angefüllt mit Arbeiten am Aufbau des Seminars mit einer umfangreichen Bibliothek. Der einzige wissenschaftliche Ertrag steckt in einer kleinen Monographie über ein alamannisches Prunkgrab des 7. Jahrhunderts von Ittenheim (erschieden 1943). Hier sah er sich mit einem Kernproblem frühgeschichtlicher Archäologie konfrontiert, das ihn noch lange Zeit beschäftigen sollte, nämlich mit der Frage nach den Anfängen des Landadels, nach seinem Verhältnis zum fränkischen Königtum, seiner Rolle im interethnischen Beziehungsgeflecht, seinem Verhalten bei der beginnenden Christianisierung und seiner Bedeutung für den Landesausbau auf ehemals römischem Territorium. Was Werner da an Einsichten zuge wachsen war, vertiefte er in München mit einer Studie über eine besonders qualitätvolle Grabausstattung einer ranghohen Dame alamannischer Herkunft, die sich bei Wittislingen (Bayer. Schwaben) hatte bestatten lassen (1950), und über eine Nekropole in Niederstotzingen bei Heidenheim, wo mehrere Familien der Führungsschicht mit ihren Gefolgsleuten beerdigt worden waren (Abhandl. Akad. 100, 1988). Schon an dieser Stelle sollte ferner auf die personenbezogenen Forschungen Werners zum Childerich-Grab in Tournai und auf das Schiffsgrab eines Angeln-Königs (Redwald oder Aethelrik) in Sutton Hoo (Suffolk) hingewiesen werden; trotz zahlreicher Essays mit sehr detaillierten Beobachtungen hat er seine Ergebnisse leider nicht mehr zusammenfassend dargestellt.

Als Werner 1943 wieder zur Truppe eingezogen wurde, mußte er seine Forschung abermals unterbrechen. Angesichts der sinnlosen Fort-

führung des Krieges, der bereits verloren war, entschied er sich trotz allerlei Bedenken denn doch zur Flucht in die Schweiz, wo ihm Emil Vogt (Zürich) und Rudolf Laur-Belart (Basel) eine angemessene Tätigkeit verschafften. Er untersuchte dort ein alamannisches Reihengräberfeld des 6. und 7. Jahrhunderts, das man bei Bülach an der Glatt unfern des Hochrheins vollständig aufgedeckt hatte und dessen Inventare er nach der Position der Bestatteten innerhalb der dörflichen Gemeinschaft gliederte. Das war eine Forschungsrichtung, der Hermann Stoll in seiner Publikation des Reihengräberfeldes von Hailfingen in Württemberg 1939 zum Durchbruch verholfen hatte; Form, Zweck, Kombination und Qualität des Totenzubehörs klassifizierten den Fundstoff vor allem bei der Kleidung und bei der Bewaffnung in regelhafte Ausstattungsgruppen, die sich auf anderen Plätzen wiederholten. Das normative Verhalten, das sich hier dinglich spiegelt, entsprach wohl der Grundordnung im Zusammenleben, die in den überlieferten Stammesrechten bekanntlich einen bedeutenden Platz einnimmt. Die umfassende Monographie erschien 1952, er ergänzte sie 1955 mit der Edition der Reihengräberfunde aus Mindelheim.

Aus der Schweiz entlassen, beauftragte man Werner 1946, den Münchner Lehrstuhl seines Mentors Zeiß zu vertreten, der in Rumänien als verschollen galt. Als die schmerzliche Nachricht kam, er sei gefallen, wurde Werner 1948 auf das vakante Ordinariat berufen, das er bis zu seiner Emeritierung 1974 innehatte. Obwohl Vladimir Milojčić als Privatdozent prähistorische Archäologie las, sah es Werner wie schon in Frankfurt und Straßburg als seine Pflicht an, das Gesamtfach in Vorlesungen und Seminaren zu vertreten. Das hielt er bis in die frühen sechziger Jahre durch. Die Kulturverhältnisse Alteuropas während der jüngeren Stein- und Bronzezeit standen zeitweilige sogar im Mittelpunkt seines Interesses. Wenn er auch nur wenige eigene Beiträge zu deren Kenntnis veröffentlichte, so behandelte er doch einige gewichtige Themen. Die Zusammenhänge zwischen Mykenai, Siebenbürgen und Skandinavien (1952) gehören ebenso dazu wie die Wirkung pontischer Steppennomaden auf nordeuropäische Bevölkerungsgruppen (1951). Etliche seiner Schüler, unter ihnen den zu früh verstorbenen Jürgen Driehaus, hat Werner dazu bewogen, selbständig auf diesen Gebieten zu forschen. Er nahm sich schließlich der reichen hallstatt- und frühlatènezeitlichen Funde vom Dürrnberg bei Hallein an, die Ernst Penninger bei langfristigen Grabungen im Umfeld des Salzstocks hatte zutage fördern können; Werner gewann in Ludwig Pauli, bis zu dessen Tod 1994 Mitarbeiter der Akademie-Kommission, einen kompetenten Koordinator, Redakteur und Autor

eines dreibändigen Werkes, das in den „Münchner Beiträgen zur Vor- und Frühgeschichte“ erschienen ist (1972, 1974, 1978).

Aber mit zunehmenden Jahren nahm Werner immer weniger an den Fortschritten prähistorischer Forschung teil, wahrlich kein Anlaß zur Kritik, bedenkt man die wachsende Flut an Fachliteratur, die eine systematische Durchsicht unmöglich erscheinen läßt (die RGK hält 750 Zeitschriften und verzeichnet jährlich weit über 1000 monographische Neuzugänge). Warum er darauf verzichtete, sich an ihr aktiv zu beteiligen, hat allerdings andere Gründe. Er kehrte zu dem Thema zurück, das ihn seit seiner Mitarbeit in Sadovec gefesselt hat, nämlich das von Egger, Bersu, Paul Reinecke und anderen Gelehrten auf archäologischem Wege in Angriff genommene Kontinuitätsproblem. Werner hoffte, zu dessen Lösung durch eigene Grabungen auf befestigten Plätzen aus spätantiker Zeit im Grenzraum zu germanisch besetzten Territorien beitragen zu können. Er hat das in 15 Fällen mit wechselndem Erfolg durchzusetzen vermocht. Wer selbst erlebt hat, welche Anforderungen der Leiter einer Ausgrabung zu erfüllen hat, angefangen von der Auswahl der Objekte über die Finanzierung der wissenschaftlichen und technischen Mitarbeiter und die Logistik bis hin zur Publikation der Ergebnisse, der weiß, was Werner an Zeit, Energie und Verhandlungsgeschick aufzuwenden hatte, wollte er bei der für einen einzelnen Archäologen ganz ungewöhnlich hohen Zahl der oft mehrjährigen Unternehmen zu einer generellen Beurteilung gelangen. Das Forschungsfeld erstreckte sich vom Oberrhein über das schwäbisch-bayerische Alpenvorland und das Salzburger Land bis nach Friaul und Slowenien.

Grabungs- und Dokumentationsverfahren hatte Werner bei Bersu erlernt und sie erstmals selbständig seit 1953 in Epfach (Abodiacum) bei Schongau angewendet, einer spätromischen Befestigung mit früher Kirche unweit eines antiken Straßenkreuzes am oberen Lech. Hier zeichnete er noch selber die notwendigen Profile und rang mit deren baugeschichtlicher Interpretation, war also ständig zugegen (Publikation 1964 und 1969). Später hat er die Untersuchung tüchtigen Mitarbeitern und Studenten überlassen müssen. Ungeduld, ja rastlose Unruhe trieb ihn vorwärts, so daß am Ende diejenigen Plätze, von denen er sich Zeugenschaft für das Geschehen in spätantiker Zeit versprach, isolierte Denkmälergruppen blieben, obwohl bei jeder einzelnen reicher Ertrag gesichert war. Natürlich hat Werner immer wieder von neuem versucht, Zusammenhänge herzustellen und sie historisch zu bewerten, vor allem bei Vorträgen des Konstanzer Arbeitskreises, und hat seine Einsichten in Sammelwerken veröffentlicht, von denen das mit Eugen Ewig edierte „Von der Spätantike zum frühen Mittelalter“ das wichtigste ist (1979).

Aber je mehr archäologischer Quellenstoff verfügbar war, um so schwerer fiel es ihm, seine Erfahrungen unter einheitlichen Gesichtspunkten resümierend darzustellen.

Das hing zweifellos mit seiner Planung zusammen, die auf das einzelne Objekt und dessen Aussage zielte, obwohl nicht immer vorhersehbar sein konnte, ob und in welchem Ausmaß der jeweilige Sachverhalt die Aufgabe fördern würde. Werner hätte ein anderer Weg offengestanden, den er zwar kannte, aber nicht beschritt, weil er seiner Denkweise nicht entsprach. Als man nach dem Krieg in England, den Niederlanden, Norddeutschland und Skandinavien, vereinzelt auch zwischen Mittelgebirgszug und Alpenrand wieder damit begann, ländliche und protourbane Siedlungen großflächig aufzudecken, lernte man sie als sozial und wirtschaftlich determinierte Gefüge verstehen und ging außerdem ihrer Position innerhalb der Gefilde nach, in die sie integriert waren. Das ging nicht ohne Kontakte zu geo- und biowissenschaftlichen Disziplinen, welche die natürlichen Bedingungen aufzuklären hatten, unter denen solche Lebenszellen existieren konnten. Aber wollte Werner das Verhältnis der Festungen zu ihrem Umfeld untersuchen, hätte er bei einigen wenigen Plätzen über viele Jahre verweilen und seine Mitarbeiter als konstantes Team zusammenhalten müssen. Das überstieg seine Möglichkeiten im Universitätsinstitut und in der Akademie-Kommission, die bald die Hauptlast der Feldarbeit zu tragen hatte, bei weitem. Werner war auch gar nicht überzeugt davon, daß ihn solches Vorgehen seinem Ziele näher brächte.

Dagegen hat er dafür gesorgt, jedes seiner Projekte dokumentierend zu beschreiben und die auswertenden Ergebnisse monographisch vorzulegen. Sofern ältere Grabungen anderer Archäologen den gleichen Themenkreis betrafen, aber unveröffentlicht geblieben waren, nahm er sie in sein Programm auf, trug verstreute Dokumentationsteile und Kleinfunde zusammen und ließ die Materialien entweder unter dem Namen der Ausgräber oder von seinen Schülern publizieren, denen er die Bearbeitung als Dissertation anvertraute. Allein elf Bände der „Münchener Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte“ sind auf diese Weise entstanden, denen sich noch weitere 16 über römische Altertümer anderer Art hinzugesellten, zusammen also mehr als die Hälfte der von ihm herausgegebenen Serie mit 47 Bänden insgesamt. Ihrer vorwiegend römischen Thematik wegen übernahm er sie 1962 in die Obhut der Akademie-Kommission. Die editorische Leistung läßt sich allerdings erst würdigen, berücksichtigt man das umfassende Arbeitspensum, das Werner während seiner Münchener Schaffenszeit außerdem bewältigt hat.

Er kehrte häufig wieder zu antiquarischen Studien zurück, unter-

suchte germanische Sachgruppen aus der römischen Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit, wandte sich abermals langobardischen Altertümern in Italien (Fibelbuch 1959) und in Pannonien zu (Abhandl. Akad. 55, 1962) und erschloß mit sakralen Denkmälern, toreutischen Werken, Rüstungsteilen (Spangenhelme) und Kleidzubehör aus byzantinischen Werkstätten ein neues, ergiebiges Arbeitsfeld, mit dem er sich um so eindringlicher beschäftigte, als er die Wirkung des oströmischen Reichs auf den werdenden Merowingerstaat und auf die Welt der frühen Slawen und Awaren für historisch höchst bedeutsam hielt. Infolgedessen lenkte er seine Aufmerksamkeit auf die Sachkultur auch dieser beiden Völker, äußerte sich über die Urheimat und die Ausbreitung der Slawen, untersuchte die byzantinisch überprägte Ausstattung eines awarischen Kagans im Spiegel eines von Pannonien nach Vrap in Albanien verschlagenen, 1901 wiederentdeckten, überaus reichhaltigen Schatzfundes und gewann dabei neue Zeitansätze für die Greifen-Ranken-Ornamentik awarischer Bronzegüsse (Denkschr. Österr. Akad. 184, 1986). In diesen Themenkreis gehört auch seine aufsehenerregende Arbeit über ein Prunkgrabinventar von Malaja Pereščepina bei Poltawa, das schon 1912 zum Vorschein gekommen war und von Aleksandr Graf Bobrinskij bald danach abgebildet und beschrieben wurde. Werner wies es anhand von Monogrammingen dem Bulgarenkagan Kuvrat zu, der die Awaren 635 aus der pontischen Steppe vertrieben hatte (Abhandl. Akad. 91, 1984 u. Nachtrag, 1992 der Phil.-hist. Kl. vorgetragen).

Den Reiternomaden galt Werners Interesse seit jeher, hatte er sich doch bereits während seiner Marburger Studienzeit zum asiatischen Reflexbogen (1932) und zur „Stellung der Ordosbronzen“ geäußert (gedruckt 1934), um unserer Akademie schließlich eine umfangreiche Arbeit über die Hinterlassenschaft des Attila-Reiches und seine Wirkung auf die Germanen vorzulegen (Abhandl. Akad. 38, 1952). Mit diesem vielbeachteten Werk nahm er wohl seine Marburger Pläne wieder auf. Aber erst seine mehrfachen Reisen nach Leningrad, wo er unter den dortigen Fachkollegen Freunde gewann, und nach Japan und Korea, wohin ihn sein Schüler Akio Ito begleitete, ließen Wirklichkeit werden, wovon er während seiner Jugendzeit nur träumen durfte. Man versteht, warum Werner gern in der Akademie-Kommission für Zentralasiatische Studien mitarbeitete und ferner dafür sorgte, daß die Vorderasiatische Archäologie an der Münchener Universität in Forschung und Lehre betrieben werden kann und auch in der Phil.-hist. Klasse der Akademie vertreten ist.

Bei 21 von ihm selbständig verfaßten Büchern und mehr als 300 Aufsätzen in Fachzeitschriften und Sammelwerken fragt man berechtigt nach thematisch komplexen Schriften auch zusammenfassender Art, etwa

nach einer Altertumskunde der Merowingerzeit, die man nach einem ersten, unvollendeten Versuch Ludwig Lindenschmits (1880/89) von Werner erwarten durfte. Schon in Straßburg und in München (erstmalig 1947) hielt er unter gleichlautendem Titel ein faszinierendes Kolleg und leitete es mit einem Abschnitt über die „Entstehung der Reihengräberzivilisation“ ein, den er in einem seiner bemerkenswertesten Essays 1950 drucken ließ (wiederholt und ergänzt 1973). Ihn zu einer Gesamtdarstellung auszubauen, dafür schienen ihm wohl die Grundlagen heutigen Wissens noch zu schmal zu sein. Deshalb wandte er sich zunächst den ökonomischen Verhältnissen bei den frühgeschichtlichen Germanen zu; in seinem ersten Akademie-Vortrag stellte er die neustrische Monetarlandschaft dem Wertspeichersystem Aufrasiens gegenüber („Waage und Geld“, Sitzungsber. 1954), schrieb wenig später über „Fernhandel und Naturalwirtschaft im östlichen Merowingerreich“ (1961), verstand die Verbreitung frühgeschichtlicher Metallarbeiten als Transferkette, deren einzelne Glieder er im Verteilerkreis der Werkstätten, der Wanderhandwerker und der Händler repräsentiert sah, und wies außerdem auf das interethnische Geschenkwesen bei Familienverbindungen hin (1970). Dagegen ließ er die grundlegenden Ergebnisse agrargeschichtlich forschender Archäologen außer Betracht, vielleicht deshalb, weil diese neuartigen Einsichten zu einem guten Teil mit naturwissenschaftlichen Verfahren gewonnen wurden, die ihm fremd geblieben sind.

Schließlich berührte er noch ein anderes generelles Thema. Sein Mentor Zeiß hatte es bereits angeschnitten, indem er sich mit dem figurlichen Heilsbild der Germanen als sichtbaren Zeugen ihrer geistigen Situation befaßte. Werner sah im „Aufkommen von Bild und Schrift in Nordeuropa“ (Sitzungsber. 1966) einen Wandel in Gang gesetzt, dessen Grundlinien er schon in seinem Buch über die Schmuckplatten aus dem Thorsberger Moorfund 1941 angesprochen hatte und nun über heidnische Embleme in Tiergestalt, Herrschaftszeichen sakralen Inhalts und das Amulettwesen (Herkuleskult und Donar-Amulett, 1964) weiterverfolgte bis zur beginnenden Christianisierung und den synkretistischen Ausdrucksweisen dieser Zeit („Jonas in Helgö“, 1978). Otto Höflers religionsgeschichtliche Versuche kannte er ebenso wie Karl Haucks ikonologische Arbeiten zur Transformation römischer Münzporträts in heimische Bildformen auf Brakteaten und zu den Anfängen erzählender Bildberichte über mythisches Geschehen. Aber solcher archäologischen Heuristik, der sich sein wohl begabtester, früh verstorbener Schüler Hayo Vierck unter dem Einfluß Haucks angeschlossen hatte, stand Werner sehr zurückhaltend gegenüber; meinte er, irrationale Züge bei der Interpreta-

tion entdeckt zu haben, lehnte er sie ab. Deshalb vermied er es auch, die völkerwanderungs- und merowingerzeitliche Tierornamentik kunsthistorisch als Gefüge zu verstehen und inhaltlich zu deuten. Er fürchtete, subjektives Wertes durchkreuze objektives Urteil. Mit dem Objektivitätsbegriff selber hat er sich nachdrücklich nicht befaßt; was er an den Dingen präzise beobachtete und deshalb auch anschaulich beschreiben konnte, galt ihm als sichtbares Abbild der historischen Wirklichkeit.

Insofern trägt seine Forschungsweise positivistische Züge, und je älter er wurde, desto hartnäckiger verteidigte er seinen Standpunkt und setzte sich im Gespräch gern kritisch mit einer kulturanthropologischen Richtung auseinander, die sich ähnlich wie ehemals die Leipziger Schule Karl Lamprechts mit dem Aufbau der Sozialverbände befaßt und die wechselseitig abhängigen kulturellen Einrichtungen ermitteln will, die solche Gemeinschaften historisch wirksam werden ließen. Werner mochte diesem funktionalen Ansatz nicht folgen, weil seine Erfahrung ihn lehrte, wie wenig wir vorderhand über solche Systeme wirklich wissen. Allerdings machte er sich keine tiefschürfenden Gedanken darüber, wie begründetes Wissen zustandekäme und in welchem Ausmaß seine Kenntnis der schriftlichen Überlieferung die Interpretation des archäologischen Befundes beeinflussen würde.

Theoretisierendes Gerede darüber, was zu tun notwendig sei, war ihm erst recht zuwider. Schon sein ausgeprägtes Selbstwertgefühl stand dem entgegen. Liefen die Dinge, wie er glaubte, einen falschen Weg, hielt er mit hartem Urteil nicht zurück, selbst wenn er Freunde damit traf, die seine ungewöhnliche wissenschaftliche Leistung gleichwohl anerkannten. Im Stillen litt er dann wohl unter der Entfremdung, die bisweilen trotzdem nicht ausblieb. Aber im Kreise seiner Familie fand er wieder zu sich selbst zurück, freute sich über die Ehrungen, die ihm zuteil wurden, sah im Besuch älterer Schüler zu seinem Geburtstag einen Beweis treuer Anhänglichkeit und empfand es als Glück, in seiner umfangreichen Spezialbibliothek auch in hohem Alter, aber bei voller geistiger Frische forschen zu können. Er blieb rastlos tätig bis zum Tage seines gnädigen Todes. Als er dann heimgegangen war, wurde uns bewußt, was wir an ihm verloren. Die europäische Frühgeschichtsforschung achtete ihn als ihren hervorragendsten Repräsentanten; sie wird ihn vermissen und ihm ein ehrendes Andenken bewahren wie alle, die ihn gekannt haben.

Georg Kossack